

Vorwort

Die Idee des Mönchtums kommt von der Seinstiefe her – ist also tiefenphänomenologisch »weiblich«. Sie meint jene Art der Selbsthingabe, der die absolute Annahme entspricht. Was sich dabei sucht, ist die *große* Freiheit, die zwar das Wesen des Menschen ausmacht, aber von den oberflächigen Zwängen zugedeckt wird und darum nur als leidende, nach Befreiung schreiende Sehnsucht lebt. Dass bislang jedoch die Idee der großen Freiheit nur im Zeichen eines anderen Geistes verwirklicht werden konnte, gibt der Mönch- und Ordensgeschichte ihre eigentümliche Prägung. Der Ruf nach Befreiung der Freiheit kehrt sich in gelobte Unterjochung um. Aus den Kindern Gottes werden dann Soldaten Christi. Daraufhin verrennt sich der entstellte Dank für das höchste Geschenk in makabre Sprüche (»aut pati aut mori« – entweder leiden oder sterben). Der Verzweiflung der dadurch aus der Fassung gebrachten Endlichkeit bleibt kein anderer Ausweg als die Urmutter zu töten und, durch den Mord gleichsam aufgemuntert, die verheerendste Niederlage zum höchsten Sieg umzudeuten: »despicere terrena et amare coelestia«. Wer aber das Irdische verachtet, kann das Himmlische nicht lieben.

Die infantil-militärische Lebensauffassung ist kein Eigentum religiöser Institutionen. Sie prägt deshalb *alle* menschlichen Unternehmungen, weil sie der anthropologischen Urtäuschung schlechthin entspringt: *der halbierten Selbsterfahrung des Menschen*. So konnte sie auch als die Grundhaltung des abendländischen Denkens offengelegt werden, das daraus die einseitige Grundlage der technischen Zivilisation gewonnen hat.¹

Meine These war damals, dass die Grundprobleme unserer Zeit mit den üblichen pädagogischen, psychologischen, soziologischen, politischen u. ä. Mitteln zwar kurzfristig gemildert, aber weder beseitigt noch gelöst werden können. Seit der Gründung des Edith Stein Jahrbuches (1993) hat sich die Weltlage jedoch mit der dem Medienzeitalter eigenen Geschwindigkeit zugespitzt. Die Probleme können nicht einmal mehr kurzfristig bewältigt werden. Mitverschuldete Umweltkatastrophen vermehren sich. Die Allherrschaft von Rassismus und Terror ist grauenhaft geworden. Ebenso beängstigend ist es jedoch, dass die Wurzel des Übels nicht einmal geahnt wird. Die Dringlichkeit des tiefenphänomenologischen Ansatzes ist dadurch noch heller geworden. Davon seien einschlägige Punkte in Erinnerung gerufen:

1. Der Mensch konnte bislang nur die oberflächige, d. h. »männliche« Dimension seines Daseins zur Grundlage seines Weltentwurfes machen. So ist denn auch seine – individuelle wie allgemeine – Geschichte eben nur eine ununterbrochen sich steigernde Geschichte des Strebens nach Macht, folglich eine Kriegsgeschichte. Der Unterschied des Zeitalters des Terrors zu früheren Epochen besteht darin, dass früher nur die

¹ José Sánchez de Murillo, Durchbruch der Tiefenphänomenologie. Die Neue Vorso-
kratik. Stuttgart 2002.

Machthaber über Krieg entschieden, während heute verirrte Erdenbewohner mit immer wieder neuen Formen von Angriff überraschen können und jeder Weltbürger zum möglichen Opfer geworden ist. Dabei sehen beide Seiten – Staatslenker und Terroristen – gleich unbeholfen aus. Die letzte Ursache dieser entsetzlichen Situation ist Mangel an Liebe bei uns *allen*. Der Mensch, der nun den Weltraum erobern möchte, hat weder leben noch lieben gelernt. Philosophie, Theologie und Wissenschaft müssen endlich einmal den Mut aufbringen, sich mit diesem Tiefenphänomen auseinander zu setzen. Diese Problematik war das Hauptthema des ersten Jahrbuches, das mit dem Titel *Die menschliche Gewalt* 1995 erschien.

2. Damit hängt die historische Tatsache der Unterdrückung des Weiblichen (als Seinsprinzip) zusammen. In dem Augenblick jedoch, in dem das Männliche in erster Linie von den Frauen mit aller Selbstverständlichkeit als Daseinsideal betrachtet und verkörpert wird, ist die Perversion vollendet. In dieser empirisch fassbaren Form der Verkehrung wird das Heranrücken des tiefenphänomenologischen Umbruches erblickt. Das war das Hauptthema des zweiten Bandes *Das Weibliche* 1996.

3. Was wir heute denken und tun, muss mit Blick auf die Weltsituation und auf die Menschwerdung des Menschen geschehen. Das Edith Stein Jahrbuch hat seinen Beitrag vor allem dadurch zu leisten versucht, dass Autoren verschiedenster Herkunft und entgegengesetzter Denkrichtungen zur Mitarbeit eingeladen wurden. Das Thema Dialog ist nicht nur behandelt worden. *Dialog ist tatsächlich geschehen*. Dadurch unterscheidet sich unser Konzept von anderen.

Der Dialog hatte immer epochal wichtige Themen zum Gegenstand. Es sei an eines erinnert, das mit dem vorliegenden Band eng zusammenhängt: *die paulinische Umwandlung des Jesus von Nazaret in den überzeitlichen Christus*. Dieser stellt keineswegs die Verwirklichung der Idee dar, die in der jesuanischen Gestalt durchbrach, sondern geradezu deren absolute Negation. Und so konnte in seinem Namen eine nach dem römischen Reich entworfene absolutistische Weltmacht entstehen, die erneut und radikaler denn je das verherrlicht, wogegen er auftrat und das ihn tötete. Im Gespräch mit Joachim Gnilka wurde dieser historische Zusammenhang diskutiert. Der Neutestamentler meinte, ohne institutionalisiertes Christentum wäre Jesus womöglich vergessen worden.² Diese Ansicht kann man sicher teilen. Das Gegenteil ist aber ebenso bedenkenswert: Ist es nicht schwieriger, eine zweitausend Jahre lang entstellte Seinserfahrung aus ihrer Ursprünglichkeit wieder zu gewinnen, als sie – wäre sie gleich nach seinem Tode in Vergessenheit geraten – unvoreingenommen plötzlich zu entdecken? Tatsache bleibt: Das Christentum hat sich in einer zweitausendjährigen geschichtlichen Entfernung vom Freiheitsmenschen und göttlichen Träumer Jesus gestaltet. Was in

² Joachim Gnilka, Jesus von Nazareth. In: Edith Stein Jahrbuch, Bd. 5 (1998) 80.

seinem Namen geschehen ist und geschieht, hat mit ihm nichts zu tun. Die Chancen, dies einzusehen, werden immer geringer.³

Die Abkehr von ihren ursprünglichen Ideen kennzeichnet alle menschlichen Werke. Notwendig. Denn Ideen sind schöpferisch. Um sie auszusprechen, verwendet der Mensch aber festlegende Worte. So werden sie unvermeidlich im Keim erstickt. Ideen können mit Paragraphen nicht verwirklicht werden. So gehört etwa dazu, dass manche Ordensstifter noch zu Lebzeiten von den eigenen Söhnen und Töchtern ausgeschlossen wurden. Genies sind nicht nachahmbar. Stimmenimitatoren sind nett, solange sie sich selbst als Scherz verstehen. Sonst wird das Erhabene grotesk.

Die Krise des Ordenslebens besteht nicht im Mangel an Nachwuchs. Das Gegenteil hat auch Konjunktur. Immer wieder prahlen Gemeinschaften mit einer Überzahl von Bewerbern, weil sie – eben wie gute Soldaten – anders als die anderen streng und der Obrigkeit untertänig geblieben sind. Dass nun die Zahl als Zeichen für Qualität und der Rückgriff auf die Waffen, die das Menschliche töten, als Rettung angesehen wird, ist das eindeutigste Zeichen der noch andauernden Herrschaft des machtsüchtigen Geistes.

Mönchtum und Ordensleben sind auch als Hinweise darauf, dass die menschliche Existenz anders ist als eine vorübergehende Geschichte und das Leben unendlich mehr als ein Geschäft, notwendiger denn je. Nur: Sie müssen das genaue Gegenteil dessen werden, was bislang war. Was bisher »männlich« gedacht und getan worden ist, muss nun – wieder von vorne beginnend – »weiblich« geschehen, auf dass sich dann das Menschliche ereignen könne.

Die größte Kraft der Evolutionsgeschichte ist das Leben – nicht als biologische Erscheinungsform, sondern als tiefenphänomenologischer Urgestaltungsdrang des Seins verstanden. Das Sein will sein, dafür muss es werden. Das Leben will leben. Und das geschieht aus der Lust und der Liebe zu sich heraus.

*

So ist es mir eine Freude, in diesem Band den Artikel von Josefa und Maranatha *Leben im Übergang. Das Eliakloster in Humlikon* erscheinen zu lassen. Nach langjähriger Erfahrung im Karmel haben sie sich auf den Weg eines neuen Suchens gewagt. Ohne Regel, ohne Hierarchie, ohne Vorschriften, ohne institutionelle Bindung – aber im Zeichen des höchsten Ordnungsprinzips: der Liebe – haben sie ein »Kloster« gegründet, wo es in erster Linie darum geht, *leben zu lernen*. Das ist die schwierigste, wichtigste, noch nie richtig gelehrt Wissenschaft. Zum Lebensprozess gehört wesentlich, dem anderen zu begegnen, ihm präsent zu sein.

³ José Sánchez de Murillo, Vom Wesen des Christentums. Tiefenphänomenologie der Menschwerdung. In: Edith Stein Jahrbuch, Bd. 6 (2000) 123 ff.

Die höchste Form der Präsenz ist *da zu sein*, um den anderen sein zu lassen. Kann man das nicht, so bedarf es vielen Tuns. Zu einer Hauptaufgabe ist es folgerichtig geworden, dem Leben *Raum* zu geben. Die Schwestern sind da, jedem Menschen offen, in einem Gebetsraum, der die Symbole der Weltreligionen vereinigt. Dort wird karmelitanisch beschaut, jüdisch psalmodiert, überkonfessionell gebetet, kosmisch meditiert und dadurch im Verborgenen weltgeschichtlich gewirkt. Die Unbeholfenheit der Großmächte und Weltkirchen angesichts der gegenwärtigen Probleme der Menschheit zeigt heute dank der Medien weltweit, was immer war: die Unfähigkeit mit dem eigenen Leben – individuell wie gesellschaftlich – fertig zu werden. Sich selbst überlassen, ist der halbierte Mensch unfähig, Leben zu gestalten. Er strebt nur nach Macht. Die Macht interessiert weder das Leben noch dessen Inhalt. Sie will den Selbsterhalt. Diesen nennt der männliche Geist – naiv genug – Ordnung. So ist er vom Gedanken besessen, für äußere, alles nivellierende Ordnung zu sorgen. Mit Härte natürlich, die jedoch die tiefste Unordnung stiftet. Aber das Leben, das nur durch die Liebe lebt, ist wichtiger und steht höher als jede äußere Ordnung. Diese soll jenem dienen, nicht umgekehrt. Denn das Leben gedeiht nur in der Freiheit jenes Gottes, der hebräisch *makom* (Raum) heißt: der Ort, an dem jeder Mensch sein darf. Ist aber *dem Leben Raum geben* nicht die Ureigenschaft des Weiblichen? Es drückt sich aus in dem *Liebespiel*, als das sich unser mythologisches Gedächtnis den Garten Eden vorstellt. Die Liebe spielt mit sich selbst und gebiert ununterbrochen Göttliches aus der Erde: ekstatisches Sichöffnen der Lebenslust in Freude und Dankbarkeit. Erst in der Ekstase dieser Öffnung geschieht jener Ursinn, der in der großen Sehnsucht der Völker lebt, und für das wir eigens keinen passenden Namen haben. Die Schwestern von Humlikon bringen vielleicht die philosophisch-wissenschaftlich exakteste Bezeichnung für das gemeinte Tiefengeschehen: *Leben im Übergang*. Leben blüht im Aufgang: als der Gang jenes Übergangs, der den Selbsthervorgang desselben immer wieder neu miterfährt. Darin wird der Mensch zum »göttlichen Kind«, das freud- und leidvoll zugleich über das große Wunder *erstaunt*, das mit ihm und durch es geschieht: Schau, der Garten Eden ist in dir!

Soweit meine Kenntnisse reichen, konnte ich in der Ordensgeschichte keinen Entwurf finden, der diesem – *der Reinheit der großen Freiheit* als dem unverzichtbaren Wesen des Menschen gewidmeten – ähnlich wäre. Alle Ordensgründer waren um Nachwuchs besorgt. Denn Nachwuchs bedeutet Zukunft, also Gestaltung dessen, was durch die Idee aufging. Doch durch die Etablierung wird die Idee erstickt. Zurück bleibt deren Leiche: die Starre der Macht.

Und Humlikon? Die Sorglosigkeit des göttlichen Kindes? Die Sorge um die Zukunft entsteht dort, wo die Gegenwart nicht genügt. Ist der Augenblick erfüllt, so ist darin enthalten was war, was sein wird und was sein kann. Es gibt nur den Augenblick – und nichts außerdem. Der Alltag ist dann nicht alltäglich – und die Alltäglichkeit als die wundersame

Eintönigkeit des Immerwährenden eine Wonne schlechthin. Darum ist ständig Weltfesttag im kleinen Schweizer Dorf.

Philosophie und Wissenschaft bleiben vom Geschehen nicht unberührt. Hegel sah in Napoleon die Verwirklichung seines Konzepts des Staates und seiner Freiheitsidee. Der Irrtum Heideggers war schwerwiegender, als er in Hitler die Rettung sah. Und nun? Keine übergreifenden Staatsprojekte, keine umwerfenden seinsgeschichtlichen Ereignisse? Doch, aber nicht mehr von der Kanzel herunter gedonnert, sondern behutsam ins Sein gerufen: durch einen tiefer greifenden, erneuernden, begeisternden und beseelenden Lebensstrom, der Feuer ins Geschehen bringt und zugleich mit der Zartheit des frischen Windes in warmen Sommertagen die Seele des Menschen streichelt.

Humlikon ist ein ruhiges, friedliches Dorf in der Schweiz. Darin ein schönes Fachwerk-Bauernhaus mit einer zum Gästehaus umgewandelten Scheune. Zwei Schwestern tragen keine Lehre vor, wollen keinen neuen Orden gründen, sondern dem Menschen Raum geben, in dem sie über jede ideologische, konfessionelle, politische o. ä. Zugehörigkeit hinaus *da sein* dürfen. Größte Freude ist dem Menschen ein Leben ohne Auflagen, die freie Gestaltung seines Da.

Wie wird dieses epochale Geschehen auf den umtriebigen Geist des männlichen Menschen wirken? Wird der eilige Vielbeschäftigte es überhaupt wahrnehmen? Mit den Problemen auf Erden, in Land und Familie ungelöst, flüchtet er in den Weltraum. Doch vielleicht kommt er eines Tages, wie Jesus unterwegs zum Golgatha, verschwitzt und niedergeschlagen unter der geschichtlichen Last, zurück und findet die neuen Veronikas, die ihm das Tuch zum Trocknen reichen. Das Tuch verwandelt sich in einen Spiegel. Darin erst entdeckt der volle Geist seine Seele und die Antwort auf die große Sehnsucht: *Der Sinn ist der Friede*. Und der Friede ist viel näher und einfacher, als man gemeinhin annimmt. Denn schau: Der Garten Eden ist in dir selbst!

*

In den Vorworten zu den vergangenen Jahrbüchern habe ich den Mitwirkenden jeweils namentlich meinen Dank ausgesprochen. Um niemanden zu vergessen, sage ich heute zu all denjenigen, die – in welcher Form auch immer – zum Zustandekommen des Werkes beigetragen haben: Danke, liebe Freunde, für die guten und schweren Stunden und lebt wohl!

München, im Mai 2003

José Sánchez de Murillo
Herausgeber